



Busse aus mit Schriftzügen aus den achtziger Jahren kommen in Zaranj an.



1000 Afghani pro Pick-up ziehen die Taliban als Steuer ein. Auf dem Parkplatz in Zaranj tummeln sich Flüchtlinge, Schmuggler und Strassenverkäufer.



Kleine Träume

Seit Afghanistan in den Händen der Taliban ist, fürchten die Europäer eine neue Flüchtlingswelle. Doch die meisten Afghanen sind froh, wenn sie es lebend in die Nachbarländer schaffen. Eine Reise durch die Wüste mit jenen, die nicht wagen, gross zu träumen.

VON ANDREAS BABST (TEXT) UND KIANA HAYERI (BILDER), ZARANJ



Abdul, der Fahrer, raucht einen Joint. Manchmal wirkt er wie ein Kind.

Es gibt drei Gründe, Zaranj zu besuchen. Der Busbahnhof. Die Brücke. Die Garage. Der Rest dieser Stadt ist eigentlich nur eine Häuserwolke. Zaranj ist eine Grenzstadt in der afghanischen Wüstenprovinz Nimrooz, im Südwesten des Landes, wo sich Afghanistan, Iran und Pakistan zu einem Dreiländereck treffen. Zaranj ist voller Menschen, die die Stadt gleich wieder verlassen wollen, die Afghanistan verlassen wollen.

Der Busbahnhof liegt am Eingang der Stadt. Die Busse, die hier ankommen, sind ausrangierte Reisecars mit Achtziger-Jahre-Schriftzügen: «Bauer Reisen», «Rennigans», «Besucherrundfahrt». Die Polster sind muffig, und wenn am Mittag die Wüstensonne durch die verblichenen Vorhänge am Fenster scheint, taucht sie die ganze Kabine in Moosgrün. 1000 Afghani, 11 Dollar, kostet die Fahrt von Kabul nach Zaranj, Fahrtzeit zwanzig Stunden. Die Hotels am Busbahnhof heissen «Center of Hazaristan», «Kunduz Hotel», «Logar Restaurant» – sie sind nach Provinzen oder Ethnien benannt. Die meisten Ankommenden suchen sich ein Hotel mit ihrer Heimat im Namen. Sie glauben, dort würden sie nicht über den Tisch gezogen.

Die Brücke verbindet Zaranj mit Iran. Aus Afghanistan kommen Lastwagen. Aus Iran die Gescheiterten. Jeden Tag marschieren diejenigen zurück, die beim Grenzübergang geschnappt wurden. Oder diejenigen, die das Pech hatten, in Iran von der Polizei aufgegriffen zu werden. Ein Grenzwachter schätzt, bis zu 2000 Afghanen seien es pro Tag. Sie haben die Wahl: es noch einmal zu versuchen oder in ihre Heimatprovinzen zurückzukehren. Die meisten wollen es nochmals versuchen. Es gibt zwei Wege nach Iran. Der teurere, schnellere führt über die Schmugglerhäuser nahe der iranischen Grenzmauer. In der Nacht rennen die Flüchtlinge aus diesen Häusern los. Die Grenzpolizei schießt scharf.

5,9 Millionen Afghanen lebten 2020 ausserhalb Afghanistans. Über vierzig Jahre herrschte Krieg. Im vergangenen

Sommer haben die Taliban die Macht übernommen, Zehntausende sind seither geflüchtet. Die Europäer fürchteten sich vor einer Flüchtlingswelle, doch die meisten Afghanen schafften es nur in die Nachbarländer Iran und Pakistan. Dort leben geschätzt fast 4 Millionen Afghanen. Jede Flucht hat ihre eigene Geschichte, und oft hören wir nur jene von Menschen, die es nach Europa oder an seine Grenzen geschafft haben. Dies hingegen ist eine Reise mit denjenigen, die nicht wagen, von Europa zu träumen. Die grosse Mehrheit der Afghanen, die aufbricht, zurückkommt und zwischen Grenzen lebt.

Es gibt noch einen zweiten Weg von Zaranj nach Iran, für diejenigen, die kein Geld haben, um es an der Grenzmauer zu versuchen. Es ist der lange Weg. Er führt durch die Wüste Dasht-e Margo, die Wüste des Todes. Er beginnt in der Garage.

Aufbrechen

Die Garage ist eigentlich ein Parkplatz am Stadtausgang. Zwei Gittertore sind in die Sandsteinmauer eingelassen, und es riecht nach Benzin. Motoren stottern und heulen. Junge Männer drängeln zwischen den weissen Toyota-Pick-ups – Modell Hilux, vierte Generation, gebaut irgendwann in den 1980er Jahren, gestohlen in Pakistan, mit dem Lenkrad auf der falschen Seite. Ein paar Familien sitzen am Rand, an der Sandsteinmauer im Staub. Strassenjungen verkaufen im Bauchladen Medikamente und schwarze Schutzbrillen gegen die Sandstürme. Die jungen Männer auf den Pick-ups haben sich Schals um Mund und Nase gewickelt. Es ist, als hätte jemand eine Szene aus «Mad Max» von der Leinwand ins echte Leben gezerzt.

«Es werden jeden Tag mehr», sagt der Talib im Verschlag neben dem Eingangstor. Neben sich hat er eine Plastiktüte voller Bargeld. Fahrer stecken ihm Afghani-Noten durch die Gitterstäbe. Das ist die Steuer der Taliban: 1000

Die Reise durch die Wüste bis nach Teheran kostet 160 Dollar. Das VIP-Paket mit weniger Passagieren im Auto: 240 Dollar.

Afghani für jeden Pick-up, der das Ausgangstor passiert und ungestört durch die Wüste will. 350 Pick-ups seien es pro Tag, sagt der Talib. Jeder darf maximal 20 Personen laden, das ist die Regel. Jeden Tag verlassen rund 7000 Menschen die Garage und Afghanistan.

Unser Schmuggler läuft durch die Pick-up-Reihen. Er heisst Ziauddin, wir haben ihn am Abend zuvor im Hotel kennengelernt, jetzt sucht er für uns einen Platz auf einem der Pick-ups. Ziauddin stammt aus der Provinz Nimrooz. Wie fast alle ist er ins Geschäft mit den Flüchtlingen eingestiegen, «sonst käme niemand nach Nimrooz. Zu heiss, zu viele Sandstürme», sagt Ziauddin. Die ganze Provinz lebe von der Grenze, die Busfahrer, die Bäcker, die Hotels. Und natürlich die Schmuggler.

Meistens vermittelt der Hotelbesitzer in Zaranj einen Schmuggler. Dann ist alles eine Frage des Preises. Die Reise durch die Wüste bis nach Teheran kostet 160 Dollar. Das VIP-Paket mit weniger Passagieren im Auto: 240 Dollar. Die Route führt durch die Wüste in den Süden. An der pakistanischen Grenze werden die Flüchtlinge umgeladen. Wenn die Schmuggler über Flüchtlinge sprechen, nennen sie diese

Galah, übersetzt: Herde. Die pakistanische Grenze ist in der Wüstenregion Balochistan ziemlich porös, von dort geht es weiter an die iranische Grenze. Dann gibt es zwei Routen: den Koh-e-Moshkil, Berg des Elends, siebzehn Stunden Fussmarsch nach Iran. Oder, für 20 Dollar Aufpreis, die Route Kalakan, sechs Stunden Fussmarsch. Bezahlt wird nur, wenn man in Teheran ankommt. Eine Art Schmuggler-Ethik. «Ich trage das ganze Risiko», klagt Ziauddin. 60 Dollar verdient er pro Person.

Ziauddin hat einen Pick-up für uns gefunden. Wir bezahlen 90 Dollar pro Person. Unser Übersetzer sitzt hinten auf dem Ladefläche. Die Fotografin und ich teilen uns den Beifahrersitz. An der Grenze zu Pakistan werden wir umkehren, die Flüchtlinge werden weiterreisen. Die nächsten Stunden verbringen wir zusammen. Eine Reise, erzählt aus drei Perspektiven. Jene von Marzia, sie sitzt mit ihrem Mann und ihren Kindern auf dem Rücksitz, ihre Augen sind freundlich, der Rest des Gesichts ist verdeckt. Jene der Cousins Amanullah und Shafiullah, zweier Teenager mit gefälschten Markenkleidern. Sie kauern auf der Ladefläche. Und schliesslich die Perspektive von Abdul, unserem Fahrer. Er setzt





Kurz vor Sonnenuntergang gibt es eine Pause. Manche der Reisenden nutzen die Zeit für ein Gebet.



Nach der langen Fahrt schlingt Amanullah Reis hinunter, er weiss nicht, wie lange er an der Grenze ausharren muss. Über 300 Pick-ups machen sich jeden Tag auf den Weg durch die Wüste.



sich hinters Steuer. Er feuert die Männer an, die den Pick-up anschieben, der Motor ruckelt. Hinter dem Ausgangstor die Wüste. Die Seitenspiegel des Pick-ups fehlen, kein Blick zurück.

Abdul

Kurz nach der Stadtgrenze gibt es einen letzten Checkpoint. Die Taliban kontrollieren, dass niemand seinen Truck überladen hat. Um Abdul drücken sich in der Fahrerkabine sieben Erwachsene und drei Kleinkinder. Es ist weniger eng als auf der Ladefläche: Siebzehn junge Männer sitzen so nah beieinander, dass man die Hüftknochen des Nachbarn spürt. Abdul kaut an seinem Halstuch. Das Leben hat Furchen in seinem Gesicht hinterlassen, die Augen sind gläsern. Er ist nicht besonders gesprächig. Ein Mann streift zwischen den Pick-ups, die am Checkpoint warten. Er sucht seinen Sohn, der zu Hause ausgerissen ist. «Er ist nicht hier, Onkel», sagt Abdul durchs hinuntergelassene Autofenster.

Abdul ist 28 Jahre alt. Einst war er Bauer, aber wegen der Dürre habe er aufgegeben. Seit zwei Jahren fährt er für 25 Dollar täglich durch die Wüste. «Es ist nicht schön, zu sehen, wie deine Landsleute Afghanistan verlassen. Ich würde nie gehen», sagt Abdul. Er wird erst später erzählen, dass er in Iran aufgewachsen ist. Sein Vater war ein Flüchtling.

Hinter dem Checkpoint dreht er das Autoradio auf. Abdul hat einen nervösen Finger, nach dreissig Sekunden drückt er die Lieder weiter, iranische Pop-Songs, indische Bollywood-Schnulzen. «Wenn wir Taliban sehen, drehe ich leiser», sagt er. Die Islamisten mögen keine Musik. Aber Abdul hat keine Angst vor ihnen.

Für die Welt war der 15. August 2021 der Tag, an dem Kabul und Afghanistan fiel. Schon lange vorher aber beherrschten die Taliban Teile Afghanistans. Ein Taliban-Sprecher in Zaranj sagt, die Grenze zu Pakistan hielten sie seit Jahren. Die Taliban kontrollierten auch den

Norden der Provinz Nimrooz bereits vor dem Sommer 2021. Die Menschen in Nimrooz haben sich schon länger mit den Taliban arrangiert. Anfang August 2021 gaben die Soldaten in Nimrooz einfach auf, viele flüchteten nach Iran.

Eine Stunde lang rast Abdul in halbrecherischem Tempo über die Schotterstrasse. Wie schnell, bleibt ein Rätsel – der Tachometer des Toyota ist kaputt. Die Strasse endet in einem fast ausgetrockneten Flussbett, von nun an führt der Weg durch die Dünen. Vor eineinhalb Jahren habe der Fluss noch Wasser gehabt, sagt Abdul. Nun fliesse es nur noch die Hälfte des Jahres. Afghanistan leidet unter der heftigsten Dürre seit Jahren. Die Uno warnt vor einer Hungerkatastrophe.

«Es macht mich traurig», sagt Abdul, «seit es existiert, verlassen wir dieses Land aus Verzweiflung.» Er ist in Zahedan aufgewachsen, einer iranischen Grenzstadt. Sein Vater hat Afghanen über die Grenze geschmuggelt. Abduls erste Arbeit war, sich hinter Grenzposten auf die Lauer zu legen und die anderen zu warnen, wenn die Polizei sich bewegt. Mit 15 Jahren kam Abdul zurück nach Afghanistan. Der Vater war schon alt, er konnte nicht mehr arbeiten. Er starb letztes Jahr. Abduls grosser Bruder starb vor ein paar Monaten. Er hat Abdul ein Klappmesser mit Holzgriff hinterlassen, Abdul trägt es in der Hosentasche. Er steckt es in die Reifventile, wenn er Luft herauslassen muss, damit der Pick-up besser durch den Sand rollt.

Fast jede afghanische Biografie erzählt wie jene Abduls von Exil, Flucht, Rückkehr. Die Weltbank hat die Nettomigration für Afghanistan errechnet: Sie war seit den 1960er Jahren fast immer negativ, das heisst, es verliessen mehr Menschen das Land als zurückkamen. Die afghanische Migration erfolgt in Wellen. Die Menschen verlassen ein Land im Krieg, sie kommen zurück, wenn ein neues Regime Stabilität verspricht oder die Nachbarländer Iran und Pakistan der Flüchtlinge müde werden und sie zurück über die Grenze schicken.

**«Es macht mich traurig.
Seit es existiert,
verlassen wir dieses
Land aus Verzweiflung.»**

Abdul
Fahrer

Am Armaturenbrett blinkt eine Warnlampe. Über zwei Stunden gefahren. Abdul hält an, die jungen Männer springen von der Ladefläche. Abdul macht sich am Motor zu schaffen, eine erste Pause. «Hast du schon einmal ein Kamel geritten?», fragt Abdul, als er den Pick-up wieder durch die Dünen steuert. Er zeigt auf ein Kamel, das in der Ferne trottet. Die Wüste ist voll mit weissen Pick-ups, wie Flugzeuge in einem unendlichen Wüstenhimmel, jeder mit einem Kondensstreifen aus Staub. Sie fahren durch das Niemandsland am Zipfel Afghanistans. Google Maps zeigt hier Seen, die es nicht mehr gibt, sonst nichts. Unser blauer Punkt bewegt sich auf der Karte in Richtung einer schwarzen Linie – die Grenze.

«Ich liebe die Wüste nach dem Regen. Wie die Luft riecht», sagt Abdul. Doch im Rausch sei die Wüste am schönsten. In der Nacht, wenn er zurückfährt, ist Abdul high. Die Grenze ist ein Umschlagplatz nicht nur für Menschen, sondern auch für Drogen. Und in der Nacht gehört die Wüste den Fahrern, sie haben ihre Fracht abgeladen und liefern sich ein Rallye durch die Dunkelheit.

Die Kinder auf dem Rücksitz sind ruhig. «Manchmal habe ich Kinder hier drin, die schreien so laut, da will ich mir den Kopf an die Scheibe schlagen», sagt Abdul. Seine Söhne sind 3- und 5-jährig. Abdul will nicht, dass sie zur Schule gehen, höchstens in die Madrassa, die Koranschule. «Die Leute gehen zur Schule und haben trotzdem keine Arbeit. Was bringt die Schule? Mein Grossvater war Analphabet, mein Vater, ich bin Analphabet. Wieso sollten meine Kinder lesen lernen?» Wahrscheinlich ist es schwer, hoffnungsvoll zu sein, wenn man ständig von Hoffungslosigkeit umgeben ist. Träume schrumpfen. «Ich möchte nicht viel Geld. Nur so viel, dass ich nie jemandem um etwas bitten muss», sagt Abdul.

Wir sind etwas über drei Stunden gefahren, «hat jemand eine Zigarette?», ruft Abdul durchs offene Fenster nach hinten auf die Ladefläche. Er lenkt jetzt

mit den Knien. In seinem Schoss zerteilt er mit dem Daumnagel einen Haschischmocken. Jemand reicht eine Zigarette nach vorne. Abdul krümelt den Tabak heraus, füllt das Haschisch hinein und zündet es an. Die schwarze Linie auf Google Maps, sie kommt nur langsam näher.

Vier Stunden gefahren. Nächste Pause. Abdul hält neben einem Pick-up, der im Sand steckengeblieben ist. Er stand schon am Tag zuvor dort: eine Panne. Die Passagiere haben die Nacht in der Wüste verbracht, sie hätten gefroren, sagt einer. Kein anderer Pick-up habe angehalten. Abdul unterhält sich mit dem Fahrer. Er hat das nötige Ersatzteil nicht. Wir lassen den Pick-up und seine Passagiere in der Wüste zurück.

Laut dem «Missing Migrants Project» der Internationalen Organisation für Migration (IOM) sind seit 2014 mindestens 1536 Afghanen und Afghaninnen auf der Flucht umgekommen. 1103 von ihnen auf der Flucht nach Iran. Im Jahr 2022 sandte das IOM bisher 122 Leichen zurück zu ihren Familien in Afghanistan. Bei den bestätigten Todesfällen handelt es sich laut IOM nur um einen Bruchteil der tatsächlichen Toten auf den Fluchtrouten.

Die Sonne geht langsam unter. Über fünf Stunden dauert die Fahrt schon. Abdul hält an, um zu beten. Er beobachtet, ob es die andern ihm gleichtun. Am Rückspiegel baumelt ein Herz und darauf in Schnörkelschrift: «Allah». Dann treibt Abdul alle zurück in den Pick-up. Ein Sandsturm kommt. Abdul hält einen Finger aus dem Fensterspalt in die jetzt dunkle Wüste. Der Sand prasselt hart dagegen, der Sturm ist stark. Man sieht nur noch die Dünen, die von den Scheinwerfern weiss angeleuchtet werden. Die Grenze kommt näher. Über fünf Stunden jetzt. Abdul sieht die Düne nicht. Er rast drüber, und für eine lange Sekunde fällt der Pick-up ins Nichts. Auf der Ladefläche knallt es. Flüche von hinten. Abdul hält an. Minuten später setzt er sich wieder hinters Steuer. Einer auf



Amanullah, rechts, rauchend, sein Cousin Shafiullah links im violetten Gewand. Sie flüchten vor der Armut daheim.

der Ladefläche sei verletzt, die Hand gebrochen oder so. «Idioten! Jetzt geben die mir die Schuld», flucht er. Manchmal wirkt Abdul wie ein Kind. Er mag jetzt nicht mehr sprechen.

Sechs Stunden, fast sieben. Am Horizont tauchen fahle Lichter auf. Die Grenze.

Amanullah und Shafiullah

Amanullah zündet sich eine Zigarette an. Er sagt, er sei 17 Jahre alt, aber seine Wangen sind rund und noch unbehaart. Vor ein paar Monaten hat er geheiratet und mit dem Rauchen angefangen, als habe er beschlossen, alles Kindliche gleichzeitig hinter sich zu lassen. Der weisse Pick-up hat gerade zum ersten Mal angehalten, weil am Armaturenbrett eine Warnlampe blinkte. Die jungen Männer nutzen die erste Pause nach zwei Stunden Reise, um sich die Beine zu vertreten. Amanullah und diejenigen, die auf der Ladefläche sitzen bleiben, füllen die gewonnenen Kubikzentimeter um sich herum mit Zigarettenrauch.

Shafiullah raucht nicht. Er ist 18, auf seinen Backen spriesst ein Flaum. Er ist Amanullahs Cousin, sie sind zusammen aufgebrochen aus einem Dorf voller Lehmhäuser in Ghazni, im Südwesten des Landes. Amanullah besitzt die Grossspurigigkeit derjenigen, die sich schon früh im Leben durchsetzen mussten – er hat fünf Brüder und sechs Schwestern. Der Vater ist Obstbauer. Amanullah sagt: «Mein Vater ist alt, wir sind arm. Deshalb bin ich gegangen. Ich habe mein Zuhause nicht für ein Picknick verlassen.» Shafiullah ist zurückhaltender. Vielleicht, weil er weiss, was sie erwartet.

Shafiullah war schon einmal in Iran. Einige Monate zuvor war er von Zaranj bis in die iranische Stadt Zanjan gereist. Dort leben Cousins, sie haben ihm einen Job besorgt: Er hat Brunnen gegraben. Am Abend kamen sie heim in die Woh-

nung, zwanzig Männer in drei Zimmern. Nach der Arbeit seien sie zusammengebrochen vor Müdigkeit und am nächsten Morgen seien sie wieder hin, sagt Shafiullah. Nach nur einem Monat erwischte ihn die iranische Polizei. Er war einer der Tausende, die über die Brücke zurück nach Afghanistan deportiert wurden. Er hat in Iran etwas Geld gespart. Aber wie so vielen anderen, die zurückkommen, hat die Polizei es ihm abgenommen. Angeblich, um die Heimreise zu bezahlen.

Der Fahrer Abdul scheucht die Passagiere wieder auf die Ladefläche. Die Fahrt geht weiter. «Wie spät ist es?», fragt Amanullah seinen Cousin. «Viertel vor sechs», antwortet Shafiullah. Viereinhalb Stunden unterwegs. Die letzte Pause war jene beim kaputten Pick-up. Die Zeit verrinnt zäh auf der Ladefläche.

«Weisst du noch, um diese Zeit haben wir uns vor dem Laden im Dorf getroffen», sagt Amanullah.

«Ja, und du hast so viel geraucht», sagt Shafiullah.

Sie schwelgen in Erinnerungen an Ereignisse, die noch nicht so lang her sind, aber weit weg. Shafiullah hat sein Handy im Dorf zurückgelassen. Wenn sie von der Grenzpolizei erwischt werden, ist es sowieso verloren. Er hat seinem Vater erklärt, wie man Whatsapp benutzt. Er will ihn aus Iran regelmässig anrufen. Amanullah hat seiner Mutter nicht gesagt, dass er aufbricht. Sie hätte ihn nicht gehen lassen, sagt er. Er habe sich spontan entschieden, mit Shafiullah mitzufahren. Seine Frau ist geblieben – es war eine arrangierte Ehe, wie es üblich ist im ländlichen Afghanistan.

Shafiullah reist nach Iran, weil sein älterer Bruder geheiratet hat. Der Brautpreis war 2300 Dollar, die Familie hat sich hoch verschuldet, um den Sohn zu verheiraten. Traditionelle afghanische Familien wollen für ihre Töchter entschädigt werden, denn diese werden mit der Heirat Teil der Familie des Mannes und tragen nichts mehr zum Haushalt der Eltern bei. Shafiullah sollte sich vor

«Die beiden grössten Unglücke in unserem Leben sind: dass Menschen lügen und dass Menschen nicht lesen können.»

Shafiullah
Flüchtling

der Abreise verloben, so wollten es seine Verwandten. Er wollte nicht. Es ist nicht ungewöhnlich, dass junge Afghanen sich verloben und emigrieren, um den Brautpreis aufzubringen. Jahre später kommen sie vielleicht mit dem nötigen Geld zurück – erst dann dürfen die Verlobten heiraten. Die Cousins sind Paschtunen. «Wir Paschtunen stürzen uns immer in die Hochzeit», sagt Shafiullah. Bereits auf junge Männer drücke eine finanzielle Bürde – entweder der eigene Brautpreis oder jener eines Bruders.

Wenn die Zeit besonders zäh verrinnt, dann singen die jungen Männer paschtunische Lieder oder rezitieren Gedichte. Shafiullah kennt ein Gedicht über den «Musafir», den Reisenden, der die Heimat verlassen muss. Das Gedicht, ungefähr übersetzt: «Musafir zu sein, ist mühevoll und schwer. Auch im stärksten Regen gibt dir niemand Obdach.» Wenn Amanullah über die Reise nach Iran spricht, klingt es wie ein Abenteuer. Shafiullah ist nur ein Jahr älter und trägt schon die Melancholie des Heimatlosen in sich.

Über fünf Stunden jetzt. Abdul sieht die Düne nicht. Er rast drüber, und für eine lange Sekunde fällt der Pick-up ins Nichts. Auf der Ladefläche knallt es. Shafiullah hat sich die Nase angeschlagen. Er springt von der Ladefläche und hält die Nase ins Scheinwerferlicht. Die anderen fluchen. Die Grenze ist nahe, die Nase blutet nicht.

Toor Pat, der dunkle Ort, so nennen sie das Camp im Nirgendwo, wo die Pick-ups halten. Fast sieben Stunden unterwegs. Toor Pat ist eine Zeltstadt mit Restaurants und Bäckereien, beleuchtet von blinkenden LED. Hunderte Zeltplanen flattern im Wüstenwind. Viele tausend Menschen steigen hier im Zwielicht um. Es bricht Hektik aus rund um den Pick-up. Ein pakistanischer Schmuggler ruft der Gruppe zu, ihm zu folgen. Alle haben ein Post-it-Zettelchen, darauf der Name und die Telefonnummer ihres Schmugglers. Es sind ihre Ausweispapiere auf dieser Reise. Bei jeder Station erhal-

ten sie neue Zettelchen. Die Schmuggler bestätigen ihrem Vorgänger, dass die Flüchtlinge angekommen sind, indem sie sich Videos schicken: Sie filmen die Flüchtlinge, diese sagen ihre Namen in die Kamera. Schaffen es die Afghanen bis nach Teheran, bleiben sie dort als Geiseln in einem Haus, bis der erste Schmuggler das Geld für die Reise erhalten hat – er bezahlt dann die ganze Kette, die Flüchtlinge dürfen das Haus in Teheran verlassen.

Toor Pat liegt bereits in Pakistan. Wir haben die schwarze Linie auf Google Maps überquert. Die pakistanischen Schmuggler versichern uns, wir seien noch in Afghanistan, die Taliban kontrollieren die Zeltstadt. Aber wir haben die Durand-Linie passiert, die Grenzlinie, gezeichnet im 19. Jahrhundert von einem britischen Kolonialbeamten, mitten durch die Wüste. Grenzen sind etwas Eigenartiges: überhöht, weil sie Nationen und manchmal Kulturen markieren, weil an ihnen Kriege beginnen. Menschen wie Amanullah und Shafiullah riskieren ihr Leben, um sie zu queren, auf der Suche nach einem besseren. Und dann merkt man nicht einmal, wenn man sie übertritt.

Amanullah schiebt Reis in sich hinein. Er sitzt in der Hocke vor einem Essensstand, der Sandsturm hat sein Gesicht weiss gefärbt. Er sieht aus wie ein Geist. Die Grossspurigigkeit ist von ihm abgefallen. Er lächelt jetzt fast schüchtern. Er weiss nicht, ob sie in einem der Zelte schlafen müssen oder ob sie heute schon weiterreisen. Es wird nicht einfach in Iran. Andere Flüchtlinge sagen, es sei schwer, Arbeit zu finden. Amanullah spricht nur Paschto, kein Dari, das afghanische Persisch, das man auch in Iran versteht. «Ich vermisse meine Frau», sagt er. Er will höchstens ein Jahr in Iran bleiben und möchte dann zu ihr zurück.

Amanullah und Shafiullah wagen nicht davon zu träumen, weiterzureisen. In die Türkei. Nach Europa. All den jungen Männern auf dem Pick-up fehlt dafür das Geld. Was würden sie denn sa-



Auch Marzia zwingt sich mit ihrer Familie auf die Rückbank, von links: Samira, Sulaiman, Marzia, Mehr, Shirmohammad.

gen, in einem Asylverfahren? Sie seien wegen der Taliban geflüchtet? Die Armut hat sie über die Grenze getrieben. Aus europäischer Sicht sind Amanullah und Shafiullah Wirtschaftsflüchtlinge. Shafiullah sagt: «Ich will bald zurückkommen und einen kleinen Laden eröffnen. Und ich will meinen Kindern eine Ausbildung ermöglichen. Das ist meine Verantwortung. Meine Eltern haben das nie getan.» Seit er sich erinnern kann, haben sie ihm einen Stock in die Hand gedrückt, damit er das Vieh hütet. Shafiullah sagt: «Die beiden grössten Unglücke in unserem Leben sind: dass Menschen lügen und dass Menschen nicht lesen können.»

Marzia

Marzia hat nichts mitgenommen. Nur ein bisschen Essen und ein paar Kleider für die Kinder. Es gibt keinen Platz für Gepäck auf dieser Reise. Auf Marzias Schoss liegt Sulaiman, 18 Monate alt. Zwischen ihren Beinen steht eine klobige Autobatterie, und zwischen Batterie und Seitentüre kauert Samira, 5 Jahre alt. Mehr, 3, sitzt auf dem Schoss seines Vaters Shirmohammad, 32. Die Rückbank des Pick-ups ist gebaut für zwei Personen, maximal drei. Die fünfköpfige Familie teilt sie mit zwei weiteren Passagieren. Samira spielt mit dem zerfransten Fahrergurt, der ungebraucht vor ihr hinunterhängt. «Sie ist die Einzige, die weiss, wo wir hinfahren. Sie hat sich erst auf die Reise gefreut», sagt ihr Vater, «jetzt, wo wir unterwegs sind, blutet ihre Leber.» Was in Afghanistan die Leber ist, ist in der Schweiz das Herz: Sie bluten, wenn man untröstlich ist. Während ihr Mann erzählt, laufen Marzia Tränen übers Gesicht. Wir sind gut eine Stunde unterwegs.

Drei Tage zuvor ist Marzia, 28, mit ihrer Familie in der nordöstlichen Provinz Baghlan aufgebrochen. Sie haben alles verkauft: die Teppiche, die Töpfe, die Matratzen, all den Hausrat, den Shir-

mohammad nach der Hochzeit erstanden hat. Fast 600 Dollar hat alles einmal gekostet, etwas über 200 hat er noch dafür bekommen. Sie haben Marzias Mutter zurückgelassen. «Das Leben bedeutet ihr nichts mehr», sagt Marzia, ihr älterer Bruder war Opfer eines Bombenanschlags in Kabul. Die Mutter kommt nicht über den Tod des geliebten Sohnes hinweg. Sie sagte Marzia, sie solle gehen, damit ihre Kinder eine Zukunft hätten.

Marzia und ihr Mann gehören zur Ethnie der Tadschiken, aber mit ihren Mandelaugen sehen sie aus wie die Hazara, die schiitische Minderheit Afghanistans. Die islamistische Terrorgruppe, die den pakistanischen Teil der Wüste kontrolliert, lässt nur Sunniten passieren. Marzia hat keine Angst, herausgepickt zu werden. An der Grenze kursiert das Gerücht, die Islamisten hätten einen Hazara auf Patrouille dabei, der seinesgleichen erkenne.

Drei Stunden ist der weisse Pick-up schon unterwegs. Es ist der Moment, als Abdul am Steuer einen Joint anzündet, die süssen Schwaden schleichen auf den Rücksitz. Marzia hält sich die Nase zu.

Die Taliban haben die Provinz Baghlan Anfang August erobert. Marzia schaute zu, wie die Menschen um sie herum die Flaggen der Republik mit den weissen der Taliban tauschten. Sie hatten Verwandte, die für die alte Regierung gearbeitet hatten, und hatten nun ihren Job verloren. Viele von ihnen haben das Land verlassen. «Wir wurden nie bedroht», sagt Marzia. Aber gelitten hätten sie doch. Als die Taliban die Macht übernahmen, brach ein Wirtschaftszweig zusammen, der vielen Familien ein Einkommen brachte: die vom Ausland finanzierte Hilfsökonomie. Marzias Mann Shirmohammad war ein Fahrer für das World Food Programme (WFP). Nach dem Umsturz verlor er seinen Job. Zwar ist das WFP wieder aktiv in Afghanistan, einige Fahrer seien wieder angestellt worden. Aber Shirmohammad sagt, ihm fehlten die richtigen Verbindungen. Es gibt auch im

«Ich möchte nicht reich werden. Aber hoffentlich reicht es für die Kinder.»

Marzia
Flüchtling

neuen Afghanistan der Taliban erste Anzeichen für Korruption und Güstlingswirtschaft. Einst hatten die Taliban eine inklusive Regierung mit allen Ethnien versprochen, fast ein Jahr nach dem Umsturz haben sie ihr Versprechen noch immer nicht gehalten. Die wichtigsten Posten sind mit Paschtunen besetzt.

«In Afghanistan ist unsere Zukunft sehr düster. Es gibt keine Hoffnung für ein besseres Morgen», sagt Marzia. Sie hofft, dass Shirmohammad in Teheran einen Job findet, er hat einen Freund dort. Iran ist nicht mehr so offen gegenüber afghanischen Flüchtlingen wie einst. Pakistan will offiziell gar keine afghanischen Flüchtlinge im Land. Die Lebensbedingungen für Afghanen in den Nachbarländern sind oft prekär. «Ich möchte nicht reich werden», sagt Marzia. Aber hoffentlich reiche es für die Kinder.

Die Kinder auf dem Rücksitz sind auffallend still. Seit Stunden schon, während der ganzen Fahrt. Vielleicht sind sie zu müde, um zu weinen. Nur Mehr wimmert manchmal. Sein Vater umarmt ihn und flüstert ihm ins Ohr: «Schau dir die Wüste an.» Mehr richtet sich dann auf zwischen den zwei Vordersitzen, hält sich an den Lehnen fest und blickt ernst durch die Windschutzscheibe, als wäre er es, der uns durch die Dünen führen muss.

Marzias Traum war es, Lehrerin zu werden. Es ist ein Traum geblieben. Sie sei in einem Dorf aufgewachsen, in dem die Lehrer nicht immer anwesend gewesen seien, sagt sie. Die Mädchen hätten nur ein Schulbuch gehabt für die ganze Klasse. «Sie haben unsere Schule mehrmals beschossen. Es war Krieg.» Marzia weiss nicht, ob es die Taliban waren, die die Schule angriffen. «Ich war nur ein Kind. Viele Leute dort waren gegen die Bildung von Mädchen.»

Die Taliban sind nicht die Einzigen, die das Leben so schwer gemacht haben für Afghaninnen und Afghanen. In über vierzig Jahren wechselten sich Besetzer, korrupte Regierungen, Warlords und Islamisten ab. Alle genossen sie Sympathien in unterschiedlichen

Teilen des Landes, in unterschiedlichen Ethnien. Aber ihre Macht war am Ende immer fragil, weil sie ihre Gegner ausschlossen und das Land nicht versöhnten. Als Afghanistan im vergangenen Sommer in die Hände der Taliban fiel, rezyklierten Kommentatoren ein altes Bonmot für Afghanistan: «Friedhof der Grossmächte». Es suggeriert ein Land, in dem alle Männer bärtige Mujahedin mit Kalaschnikows sind, bereit, ihre Berge bis zum Tod zu verteidigen. Aber es gibt Millionen Afghanen und Afghaninnen, die nicht kämpfen, nicht sterben, sondern einfach leben wollen. Seit über vierzig Jahren verlassen sie ihr Land, weil es woanders besser sein soll. Für sie ist Afghanistan der Friedhof der Träume.

Fünf Stunden gefahren. Der Fahrer Abdul hält an, um zu beten. Marzia und ihre Familie spazieren etwas abseits der Männer, die in der Wüste knien. Samira, Mehr und Sulaiman tapsen mit kleinen Schritten durch den Sand. Die Sonne geht unter, die Grenze ist nah. Es könnte das letzte Mal sein, dass Marzias Kinder afghanischen Boden unter den Füssen haben.

Nur eine Stunde nachdem Marzia und ihre Familie im Wüstencamp Toor Pat angekommen sind, werden sie in den nächsten Pick-up verfrachtet. Einen roten diesmal. Als er in die Dunkelheit fährt, winken sie vom Rücksitz.

Ankommen

Abdul, wie findest du eigentlich den Weg durch die Wüste?

«Ich folge den Spuren der anderen.» Und was ist, wenn du dich verirrst?

«Das Wichtigste ist, dass du am Anfang der Reise keinen Fehler machst. Und wenn doch, dann folgst du deiner Spur zurück, wo du hergekommen bist.»

Amanullah und Shafiullah, Marzia und ihre Familie sind alle sicher in Teheran angekommen.

Mitarbeit: Lutfullah Qasimyar